

Türmer-Jahrbuch 1902.



G. BARLO. JVS.

Türmer-Jahrbuch



Herausgeber:

Geannot Emil Freiherr von Grotthus

Druck und Verlag von Greiner und Pfeiffer Stuttgart

und über die Wunden höhnt, die er schlägt. Aber selbst dieser Wit ist heute matt und ohne Tiefe, auch wenn er sich phantastisch gebärdet. —

Zur Kennzeichnung des Geschmacks weiter Schichten sei noch die Tatsache erwähnt, daß E. v. Wolzogens „Das dritte Geschlecht“ in bald 100 000 Abdrücken verkauft ist und von den Büchern, die Ernst Georgy (Deckname für eine Berliner Schriftstellerin) unter dem Titel „Eine Berliner Range“ herausgibt, — über $\frac{1}{3}$ Million verbreitet sind. Im ersten Werke wittert man noch mehr Pikanterie, als es enthält. Die Werke der zweiten aber sind so albern, so leer an jedem inneren Gehalt, so vom übelsten Berlinertum durchseucht, daß sie für „kongeniale“ Leser wie geschaffen sind. Die Zahl aber dieser, die dem Schriftsteller nie vergeben, wenn er bei ihnen Geist voraussetzt, ist Legion. Und weil diese Menschenart unsterblich ist, so wird es auch stets Menschen geben, die sich der hohen Aufgabe widmen, den Bedürfnissen des mächtigen Königs, des Lesepöbels, als Vertreter des Schreibpöbels entgegenzukommen. Nur dauert ihr Ruhm nicht lange. Ihr König „begeistert“ sich dann für eine neue Albernheit. Der einst Gefeierte aber hat einen Trost: er kann sich eine Villa im Grunewald bauen lassen. Otto von Lixner.



Deutsche Lyrik.

Es ist ein wahres Herzeleid, wie viel brave dichtende Menschen der gewissenhafte Herausgeber oder Kritiker betrüben muß. Da kommen sie in hellen Scharen mit ihren Manuskripten, ihren immer seltener und kostbarer ausgestatteten Gedichtbüchern und pochen Einlaß begehrend an die Pforten des Ruhmes. Die einen zag und schüchtern, die anderen mit der dröhnenden Faust wuchtigen Selbstbewußtseins, alle aber mit einem zitternden Begehren, einer brünstigen Leidenschaft, als hinge ihres Lebens Glück und ihrer Seelen Seligkeit von einigen Gramm Druckerschwärze ab. Manche wissen sich Beleitbriefe von gefälligen Berühmtheiten zu verschaffen, andere haben wenigstens dem bekannten „Drängen meiner Freunde nicht länger widerstehen können.“ Ach, diese „drängenden Freunde“, eingebildete oder wirkliche, die aus friedfertigen Lämmern druckwütige Wölfe machen und sie dem ahnungslosen Kritiker auf den Hals hegen!

Was „die Sprache, die für uns dichtet und denkt“, vermag, ist ja ganz erstaunlich. Auch ohne eine Spur von Talent kann der Deutsche von durch-

schnittlicher Bildung und Belesenheit leidlich klingende Verse machen. Schöpferische Kraft ist dazu nicht erforderlich. Es ist wesentlich Gedächtnisarbeit, geistige Reflexbewegung. Aber auch wer über einiges „Talent“, d. h. über einige poetische Stimmungen und Gedanken, verfügt, hat deshalb noch lange keinen Anspruch auf den Namen Dichter und auf öffentliche Beachtung. Es giebt Gott sei Dank noch recht viele Menschen, die poetisch empfinden und beobachten können, ohne sich darum gleich für Dichter zu halten. In einem gewissen Grade sind in jeden Menschen die Anlagen zu jeder Kunst gelegt. Erst die Höhe des Grades macht den Künstler. Auf das Mehr oder Weniger kommt es in der That an.

Um aber heute als Dichter gelten zu können, dazu gehört schon ein Sehr-, Sehrviel. Ja, lägen nicht in unseren poetischen Schatzkammern so große und glänzende Reichtümer aufgespeichert, daß vieles vom allerbesten sogar unbekannt und unbenutzt bleibt! Dann dürften wir manches Talent mit Freuden begrüßen, dessen Legitimation wir unter sothanan Umständen einer beleidigend mißtrauischen Prüfung unterwerfen. Dann würde auch ich, zwar etwas gemäßigter, in das Lob einstimmen, dessen sich einige neue Dichterinnen zu erfreuen haben. Ich muß bei ihnen verweilen, weil sie von namhaften Kritikern in hohen Tönen gefeiert worden sind.

Herr Eugen Diederichs in Leipzig hat die Gedichte der Frau Helene Voigt-Diederichs „Unterstrom“ mit der ganzen liebevollen Sorgfalt des überzeugten und begeisterten Gatten und mit dem bewährten Geschmack des ernst strebenden Verlegers ausgestattet. J. B. Ciffarz hat den stimmungsvollen Buchschmuck geliefert, Herr Diederichs selbst aber hier den Versuch gemacht, „zum erstenmal in der deutschen Druckkunst durch zusammenstimmende gebrochene Farbentöne dem Buche eine ihm eigene Seele zu geben“. Es ist richtig: Gebrochen und verdämmernd wie diese Farbentöne sind die Stimmungen des Buches. Allerhand differenzierte Gefühle und Gefühlchen, einzelne hübsche, kleine Einfälle, manches gut beobachtete Naturbild, mit individuellem Ausdrucke anschaulich geprägt, kurz, die Gedichte der Frau Diederichs sind nicht schlecht. Aber sie sind lange nicht gut genug, um bei der Fülle des unvergleichlich Besseren einen Platz in der lyrischen Büchersammlung beanspruchen zu dürfen. Kein einziges Stück, das einen wirklich starken Eindruck hinterlasse. Dagegen recht viele, die meisten, matt und lauwarm wie das verschwimmende Graublau des Textes. Die lyrische Dämmerung hier ist eine gewollte, vom wachen Verstande, weniger vom Gemüte erzeugte. Auf keiner Seite verläßt einen das fatale Gefühl, daß das dichtende Individuum sich seines Kunstschaffens nüchtern bewußt bleibt. Kein Auf- und Ueberwallen befruchtender Gefühlswolken, die den Leser mit einhüllten und ins Traumland echter poetischer Stimmung entführten. Immer die Gegenwart der fleißig und sauber an ihrem Tische arbeitenden, die Wirkungen wohl abwägenden Verfasserin. Der poetische „Unterstrom“ mag schon da sein, aber er ist eben nicht stark genug, auch das Gemüt des Lesers in seine Kreise zu ziehen. Es haftet an dem Ganzen ein peinlich papierener Geschmack.

Eines der besseren Gedichte in der Sammlung ist

Fallendes Laub.

Oktobermorgen. Dampfgeword'ner Tau
Erhebt zur Sonne sich in lichten Säulen.
Der Park liegt traumhaft noch im blassen Grau.
Vom Stoppelfelde klagt Maschinenheulen.

Verschlafen reibt die Stirn der junge Tag.
Die Krähen zieh'n. Von schweren Flügelschlägen
Wird in der Linde leiser Luftzug wach.
Aufschauern sinkt der gelbe Blätterregen.

Sinkt mir aufs Haupt. Ich wollt, ich wäre blind
Und könnte mit dir durch die Stille schreiten
Und träumen, daß es deine Hände sind,
Die segnend über meine Haare gleiten.

Auch für die Gedichte von Agnes Miegel (Cotta, Stuttgart, 1901) kann ich mich leider nicht übermäßig begeistern. Ich begreife absolut nicht, was darin so ganz Außergewöhnliches gefunden werden konnte. Gewiß, auch hier einzelne recht hübsche Sachen, die Sprache gewandt und sauber gehandhabt, zuweilen ein glücklicher, aus unmittelbarer Anschauung geschöpfter Ausdruck, ein aufleuchtender poetischer Gedanke. Hier und da dampft es sogar wie verhaltene brodelnde Leidenschaft:

Meine Schwester hat Hochzeit.

Meine Schwester hat Hochzeit — die Glocken gehn,
Alle Leute nach meiner Schwester sehn,
Meine Schwester trägt Schleier und Myrtenkranz,
Ihre seid'ne Schleppe fliegt im Tanz.

Der Bräutigam redet und lacht so laut,
Er küßt die zitternden Hände der Braut, —
Meine schmale Hand hat noch niemand geküßt,
Nicht weiß meine Lippe, was Liebe ist.

Kein heißes Begehren trat vor mich hin,
Es freite mich keiner, wie schön ich auch bin, —
Ich bin's, die nicht Liebe noch Liebsten kennt —
Und mein Blut das kocht, und mein Mund der brennt!

Aber dann doch auch wieder viel Konventionelles, Abgeblaßtes, Gefstriges. Die Dame soll noch recht jung sein; dann dürfen wir diese Gedichte vielleicht als einen guten Wechsel auf die Zukunft betrachten.

Ein allzu wohlwollender Kritiker hat Frau Helene Diederichs den schlechten Dienst erwiesen, sie der Annette Droste an die Seite zu stellen. Da ist es vielleicht angebracht, sich diese Einzige kräftig ins Bewußtsein zu rufen. Und auch dazu bietet uns Herr Eugen Diederichs die Hand. Er übergibt uns eine „Auswahl aus ihren Gedichten. Mit einer Charakteristik der Dichterin herausgegeben von Wilhelm von Scholz, Buch-

schmuck von Robert Engels" (Leipzig, 1901). Ein Band, dessen Neuhäres schon ästhetisches Behagen ausströmt. Man braucht nur ein paar Gedichte wie die in unserer lyrischen Auslese, um die phänomenale plastische Kraft dieser tiefinnigen und doch so starken und spröden Persönlichkeit zu empfinden und — sich voreiliger Vergleiche zu enthalten.

Aber wir brauchen nicht einmal so hoch zu greifen. Auch Anna Ritter ist bisher von keiner ihrer mitstrebenden Schwestern erreicht worden. Die Grenzen ihres Könnens umfassen keine Welten, aber innerhalb ihrer Grenzen ist sie echt und persönlich. Sie hat wirklich etwas zu sagen. Vielleicht: gehabt. Denn neue Töne hat sie in ihrer letzten Sammlung „Befreiung“ (Stuttgart, Cotta, 1900) kaum gefunden. Ein Teil dieser Gedichte erhebt sich nicht über einen leidlichen Durchschnitt, andere freilich zeigen die Dichterin auf der Höhe ihrer Anfänge. Ueber diese Höhe ist sie nicht hinausgekommen. Die Bahn ihrer Entwicklung hatte sie in ihrer ersten Sammlung schon durchlaufen, darüber konnte sich der Kenner von Anfang an keinen Täuschungen hingeben. Das soll indessen keine Herabsetzung sein, nur eine Berichtigung der von dem Tageserfolge und der Mode arg verschobenen Einschätzung. Unter den lyrischen Dichtern der Gegenwart darf sie einen geachteten Platz behaupten.

Ein gewisser Geschmack wird Marie Madeleine („Auf Kypros“ Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus, und: „Drei Nächte, Liebeslieder“, Berlin, Dr. Sklarek und Gutmann, 1901) der Anna Ritter bei weitem vorziehen. Ich teile diesen Geschmack nicht. Ich habe hier nicht zu untersuchen, unter welchen ethischen oder pathologischen Begriff die erotisch-poetischen Erregungen der Dichterin fallen. Ich glaube bei Marie-Madeleine auch weniger an das Pathologische, als an eine ganz robuste Mache, die von einer gewissen, im Sexuellen heimischen Einbildungskraft des Verstandes und einer klangvollen Rhetorik wirksam unterstützt wird. Solche, mit dem wallenden Purpurmantel glühender Leidenschaft drapierte, im Grunde aber klappernd kühle Wortkunst ist so ganz gemacht, gewissen Litteratenzirkeln und Kreisen von Berlin W. gewaltig zu imponieren. Ich kann diese Kunst nur einem rosenbetränzten Skelett vergleichen, so unnatürlich mutet mich die Verbindung von kalter Rhetorik und künstlich aufgeheizter Lüfterheit an. Aber Marie-Madeleine kennt ihre Pappenheimer. Und so läßt sie „zu Boden gleiten ihr Gewand“ („Auf Kypros“, S. 109), um ihr Publikum durch mänadische Tänze zu elektrifizieren. Daß sie dabei selbst in Blut gerät, glaube ich schon, denn dichterisches Temperament hat sie trotz allem. Aber von Hause aus spielt sie doch nur ein auf die Sinnlichkeit ihrer — Zuschauer, möchte ich fast sagen, berechnetes kokettes Spiel mit „ihrer jungen Glieder weißem Sammt“ (a. a. O. S. 110). Wirkliche Leidenschaft frist innerlich, wagt sich nur scheu durch unwillkürliche Seufzer, halbe Worte, poetische Gebärden ans Licht. So bei der Ritter. Hier die leidenschaftliche Frau, die wirklich geliebt und gelitten hat, ihr Lieben und Leiden büßt und beichtet; dort mit weißer, kühler Stirn die kokett lächelnde Demivierge, die leichten Herzens alles verraten kann, weil sie eben — nichts zu verraten hat, als die in Treibhaushitze gezüchteten Gewächse einer frühreifen, nicht einmal besonders

reichen Phantasie. Ihre Bilder wiederholen sich, wie ihre Epitheta: von „Rosen“ und „Purpurmänteln“ um „weiße Hüften“ träumt die „müde“, „schwüle“ Seele:

Ueber meiner Jugend
Lastet so schwüle Blut.
Ich bin so müde. Ich sehe
Niemals die Sonnenflut.

Ich bin so müde. Ich höre,
Ich höre zu jeder Zeit
Schluchzende Stimmen. Die singen
Das alte Lied vom Leid.

Allüberall nur Sterben,
Brunst und Lüge und Not.
Die schauernde Welt überflutet
Und erstickt von trübem Rot.

Aber die Sünde, die Sünde
Tanzt ihren Siegestanz.
Die weißen Hüften umflutet
Des Mantels Purpurglanz.

Ein roter Herrschermantel,
Und er leuchtet wie dunkles Blut. — — —
Ueber meiner Jugend
Lastet so schwüle Blut.

Wenn das nicht sentimentale Wortkunst, aufgeblähte Rhetorik ist, dann weiß ich nicht. Ich kann mir nicht helfen, ich höre bei diesen Wiederholungen nach dem Taktstock, diesem gespreizten Rothurnschritt im „trübem Rot“, einen melancholischen Klapperstorch auf seinen langen roten Beinen mit dem langen roten Schnabel klappern. Möchte er der gegenwärtigen Frau Baronin v. Puttkamer von glückbringender Bedeutung sein. Auch ihrer Lyrik wäre das nur zu wünschen.

Aber in rhetorisch-sentimentalen Wirkungen ist Marie-Madeleine in der That groß. Sie weiß, was klingt und nach was aussieht:

Das aber ist das Ende allen Sehns, —
Das ist der großen Flamme letztes Glühn:
Das müde Haupt Marien Magdalenens
Auf betnen Knie'n! — — —

Tableau! — Lebende Bilder, ganz ohne Apparat, nur mit der „jungen Glieder weißem Sammt“ dem verehrlichen Publika dargestellt: Das ist das Geheimnis von Marie-Madeleines Erfolgen. Das Talent, über das sie wirklich verfügt, und das ich ihr keineswegs absprechen will, beruht wesentlich in der Herrschaft über Sprache und Form und in der Fähigkeit, eingebildeten Empfindungen und Situationen einen Schein von Lebensröte anzuhauen. Nur selten eine wirklich poetische Wendung: „In meinen Augen träumt ein Licht“. Mehrfach klingt sie an Heine an, dem sie, wenn auch nicht vergleichbar, doch in gewissem Sinne verwandt ist. Auch Heine hat mit Vorliebe aus der bloßen Phantasie heraus gedichtet, nicht allzu oft entquellen

ihm Löhne innerster Bewegung. Aber sie sind doch da. Marie-Madeleine verfügt über ausgezeichnete poetische Werkzeuge, ich fürchte nur, es fehlt ihr das rechte Material, das nur aus dem Schachte wahren und tiefen Empfindens geschürft werden kann.

Auch Ludwig Jacobowski zähle ich zu den stark Ueberschätzten. Es thut mir leid, das jetzt, einige Monate nach seinem Tode, sagen zu müssen und nicht schon früher Gelegenheit dazu gehabt zu haben. Im mündlichen Gespräch habe ich übrigens aus dieser keizerischen Ansicht nie ein Hehl gemacht. Vergleicht man den wirklichen Gehalt von Jacobowski's nun in zweiter Auflage vorliegendem lyrischen Hauptwerke „Leuchtende Tage“ (Minden i. W., J. C. Bruns, 1901) mit den Urteilen seiner sehr zahlreichen und sehr geschäftigen Freunde, so ist das Mißverhältnis augenfällig. Jacobowski ist zweifellos eine Dichternatur, aber auch unter den Lyrikern der Gegenwart allenfalls nur eine dritten Ranges. Einzelne wirklich poetische Bilder und auch sonst wohl-gelungene Stücke, wie sie z. B. unsere lyrische Auslese bietet, helfen doch über den allgemeinen Eindruck nicht hinweg, daß hier das angeborene Können dem redlichen Wollen keineswegs gleichkommt. Der fleißige Dichter hat diese Begrenztheit in Stunden der Selbsterkenntnis vielleicht auch empfunden und sie durch unermüdliches Streben und vielseitige Bethätigung auf anderen Gebieten wett zu machen versucht. Aber niemand kann über sich hinaus, und wenn jetzt, nach dem Hinscheiden des Dichters, auch der Eifer der Freunde erkalten wird, dann ist der Tag nicht ferne, wo von dem so emsig gewundenen Ruhmeskranze Ludwig Jacobowski's nur wenige bescheidene Blättlein übrig sind. Die aber sollen dem weichempfindenden, sinnigen und strebsamen Dichter bleiben.

An die Liliencron und Falke, die Maurice von Stern und Karl Henckell reicht seine ursprüngliche Begabung nicht heran. Die Sämtlichen Werke Detlev von Liliencrons hat der Verlag von Schuster & Löffler, Berlin, in einer vorzüglich lesbaren Ausgabe von 8 Bänden herausgegeben. In demselben Verlage sind Liliencrons „Ausgewählte Gedichte“ in dritter Auflage erschienen. Wenn doch die wenigstens Eingang in das gute deutsche Haus fänden! — So wenig wie Liliencron bedarf Gustav Falke einer weiteren Empfehlung. Wer sonst nichts von ihm besitzt, schaffe sich zunächst die Auswahl aus seinen Dichtungen an: „Gustav Falke als Lyriker. Eine Auswahl aus seinen Dichtungen, mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier“ (Hamburg, Alfred Janssen, 1900). Von Maurice Reinhold von Stern ist kürzlich erschienen: „Abendlicht. Neue Gedichte“ (Linz, Wien, Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt, 1901). Von Karl Henckell: „Neues Leben. Dichtungen. Mit Buchschmuck von Fidus“ (Zürich und Leipzig, Karl Henckell & Co.). Aus allen diesen Sammlungen bringt unser Jahrbuch erlesene Stücke, die wohl anschaulicher wirken als die umschreibenden Worte des Kritikers.

Aus Otto Ernsts neuen Dichtungen „Stimmen des Mittags“ mit Buchschmuck von Max Bernuth (Leipzig, L. Staackmann, 1901) haben wir

nur ein Gedicht ausgewählt. Es mögen wohl noch andere gute darin sein, gepackt haben sie mich aber nicht, wie denn überhaupt die Begabung des Verfassers von „Flachsmann als Erzieher“ ihren Schwerpunkt auf anderem Gebiete findet. Eine ergreifende Ballade soll an Felix Dahn, einen unserer besten neueren Balladendichter, erinnern. Er hat eine Auswahl seiner Gedichte (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1900) herausgegeben. Daß Ernst Zielsscharf geschliffene Klinge keine Lufthiebe schlägt, mögen einige Proben beweisen („Ausgewählte Gedichte“. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1901). Aber Lyriker von reinstem Wasser ist er nicht. Der Verstand, Ironie und Witz überwiegen.

Alle diese Dichter haben es äußerlich über einen Achtungserfolg nicht gebracht. Um das liebe Publikum zu packen und aufzurütteln, um wahrhaft „populär“ zu werden, dazu muß man schon — Ueberbrettli-Lieder dichten. Dann geht's. Das beweist mit geradezu gefährlicher Handgreiflichkeit die von Otto Julius Bierbaum herausgegebene Sammlung von Brettliedern „Deutsche Chansons“ (Schuster & Löffler, Berlin, 1901). Der Titel ist eigentlich schon eine Kritik: „Chansons“ sind eben nicht „deutsch“ und werden es auch nicht dadurch, daß man die beiden Worte neben einander druckt. Also spielerische Nachahmung und Unnatur schon im Prinzip. Aber gerade das hat auf deutschem Boden seit jeher hundertfältige Frucht getragen. Und so sind denn auch die Chansons bereits in 20—30 000 Exemplaren vom Volke der Denker und Dichter aufgefogen worden. Das populärste von allen mag zur Kennzeichnung dienen. Es ist freilich derart populär, daß es manchen wie eine beleidigende Unterschätzung ihrer Bildung erscheinen mag, wenn ich dieses Lieblingslied der deutschen Nation hier noch abdrucke. Aber ich fürchte, es giebt unter den Türmerleuten Banausen, die naiv genug sind, das klassische Meisterwerk noch nicht auswendig zu kennen und sich dessen nicht einmal zu schämen. Also:

Der lustige Ehemann.

Ringelringelrosenfranz,
Ich tanz' mit meiner Frau,
Wir tanzen um den Rosenbusch,
Klingklanggloribusch,
Ich dreh' mich wie ein Pfau.

Zwar hab' ich kein so schönes Rad,
Doch bin ich sehr verliebt
Und springe wie ein Firtlefint,
Deweil es gar kein lieber Ding
Als wie die Meine giebt.

Die Welt, die ist da draußen wo,
Mag auf dem Kopf sie steh'n!
Sie int'ressiert uns gar nicht sehr,
Und wenn sie nicht vorhanden wär',
Würd's auch noch weiter geh'n.

Ringelringetrosenkranz,
 Ich tanz' mit meiner Frau,
 Wir tanzen um den Rosenbusch,
 Klingklanggloribusch,
 Ich dreh' mich wie ein Pfau.

Es ist ja wirklich harmlos, das Ding, und macht sich getanzt und gesungen auch „ganz nett“. Von demselben „Esprit“ sind die meisten anderen „Chansons“, nur sind sie lange nicht alle so harmlos. Nur einzelne wenige sind witzig oder von grotesker Komik. Die Mehrzahl ist einfach albern, ohne jede Spur von Geist, Witz oder gar Humor. Nun kann man sich ja die besseren im Theater einmal mit anhören, warum nicht? Aber sich einen solchen Band kaufen, um ihn in stiller Andacht allein zu lesen, dazu gehört denn doch schon ein ziemlich hoher Grad geistiger Bedürfnislosigkeit oder sagen wir einfach — Stumpfsinn.

Der Bombenerfolg der „Chansons“ hat Herrn Bierbaum Mut gemacht. Er ist im gleichen Verlage mit einer umfangreichen Volksausgabe seiner eigenen Dichtungen zu einer Mark pro Stück hervorgetreten: „Irrgarten der Liebe. Verliebte, launenhafte und moralische Lieder, Gedichte und Sprüche aus den Jahren 1885—1900.“ Die erste Auflage ist bereits in 5000 Exemplaren vergriffen, die zweite in 10000 Exemplaren erschienen. Und das hat mit seinem Singen der „Lustige Chemann“ gethan! Was im Volke der Dichter und Denker Eingang finden soll, muß ihm von der Bühne des Singels herab ins deutsche Herz gesungen werden. Aber Herr Bierbaum ist nicht nur Brettlieder-Dichter, sondern nebenbei auch Dichter, ganz einfach Dichter, ohne jede Beschönigung. Und das wird manchen, der lauter „Lustige Chemann“ in der Sammlung zu finden hoffte, sicherlich tief enttäuscht haben. Es ist ja sehr viel Spielerisches, Unbedeutendes, nicht aus innerer Fülle heraus Improvisiertes darin. Aber wo Bierbaum seine artistischen und altertümelnden Liebhabereien einmal abstreift und aus dem Gemüte heraus seinem an sich schlichten und natürlichen Empfinden Ausdruck giebt, da spricht er auch zu anderen Herzen, da können wir ihn fast lieb gewinnen. War es denn unbedingt notwendig, mit dieser so ungleichwertigen Masse den Markt zu überschwemmen? Ein Bändchen von mäßigem Umfange, wie etwa die Auswahl von Falke, hätte die Kritik willkommen heißen dürfen. Dies dicke, papierfressende Ungeheuer kann sie verwöhnten Leuten kaum empfehlen, wo noch so vieles vom Besten auf Anerkennung hoffen und harren muß.

Auffallenderweise ist Rudolf Presber in den „Chansons“ nicht vertreten. Wenn jemand das Niveau dieser Sammlung durch eine glückliche Mischung von Geist und Witz mit lyrischer Begabung heben konnte, so war es dieser glänzende Feuilletonist und feinsinnige Lyriker. In seinem soeben erschienenen Bande „Aus dem Lande der Liebe“ (schrecklich banaler Titel!) mit Buchschmuck von Walter Caspari (Dr. Cysler & Co., Berlin, 1901) finden sich einzelne ganz prächtige Sachen, bei denen man doch wirklich von Herzen lachen kann, was, von den meisten „Chansons“ etwa behauptet, eine ungeheuerliche Behauptung wäre. Ist es auch im ganzen leichte Lektüre, die

uns Presber hier bietet und gewiß auch nur bieten wollte, so hat auch die ihre volle Berechtigung, sofern sie nur leicht und nicht auch dumm oder gemein ist.

Und nun will ich zum Schlusse einmal umgekehrt verfahren und dem Satyrspiel des Ueberbrettels das Trauerspiel folgen lassen. Es sind tragische, ergreifende Seelenkämpfe, die sich in einem unscheinbaren, schwächtigen Heftchen abspielen: *Gustav Schüler, Gedichte*. (Schmargendorf-Berlin, Verlag Renaissance, 1900.) Noch ringt der Dichter mit dem Ausdruck, aber es ist ein starkes, echtes Empfinden, eine glühende Leidenschaft, die hier und da das künstlerische Gehäuse sprengt. Gewährt doch auch manches Fragment einen weit interessanteren, lohnenderen Anblick als manches vollendete, aber seelenlose „Kunstwerk“. Noch kämpft der Dichter mit Gott und der Welt, am heißesten wohl mit sich selbst. Aber es ist ein ehrliches Ringen, das Teilnahme erzwingt. Tiefe Schatten ziehen vorüber, aber die Schatten sind nicht von vorgeschobenen Kulissen, sondern Verfinsterungen, durch die sich ein echtes Licht Bahn brechen will. Einzelnes zeugt von geradezu ungewöhnlicher Kraft. Wenn also die Leser von dem Bändchen auch keinen harmonischen Kunstgenuß erwarten dürfen, so würden sie die Anschaffung doch nicht bedauern. Und sie würden damit den Dichter, der auch äußerlich schwer zu kämpfen hat, in seiner Entwicklung fördern. Ein wenig Sonne, meine Freunde, in dieses Dasein, das von Licht und Wärme nicht eben verwöhnt scheint und doch mit allen Fibern der Seele strebt, zu leuchten und zu wärmen. Zwei Mark — ist das zu viel für einen Becher Sonnenschein, in ein dürstendes Dichterleben gegossen?

* * *

Sollte nicht manches von unseren nachempfindenden Talenten, statt sich in tragischem Ringen nach eigenem Lorbeer zu verzehren, seinen Ehrgeiz lieber in der Uebersetzung von Meisterwerken des Auslandes versuchen? Die Formbegabung, der emsige Fleiß, auch das poetische Verständnis, über die sie, ohne die Fülle zu eigenen originalen Kunstwerken, häufig verfügen, würden vielleicht manche gelungene Uebertragung fremder Schöpfungen zur Reife bringen. Und gerade ihr tastendes Bedürfnis, sich nachempfindend anzuschmiegen, das ihre eigenen Erzeugnisse nur entwertet, käme ihnen hier zu statten. Wir können gute Uebersetzungen ausländischer Lyrik noch sehr brauchen. Wie viel herrliche Schätze bleiben dem Deutschen verschlossen, weil er der Sprache des Dichters nicht mächtig ist. Die meisten, auch in billigen Ausgaben verbreiteten Uebersetzungen fremdländischer Lyrik sind geradezu sträflich stümperhaft. Da wird es gewiß vielen willkommen sein, eine Verdeutschung kennen zu lernen, die mich in gewissem Sinne berechtigt, den ausländischen Dichter in dieser Abteilung aufzuführen. Alfred de Musset, den jetzt seine Landsleute sogar noch über Victor Hugo stellen, ist von Martin Hahn zum Teil der deutschen Sprache gewonnen worden (F. A. Lattmann, Goslar). Nicht etwa, daß Musset durch ihn deutsch geworden wäre. Nein, gerade daß er Franzose, daß er Musset geblieben ist, sei dem Uebersetzer gedankt. Der französische Champagner kann jetzt aus deutschen Kelchen geschlürft werden ohne wesentliche

Einbuße an Duft und Blume, zum Teil fast restlos. Ich habe mehrere Stücke mit dem Original verglichen. Einzelne, wie z. B. das „Lied“ (Chanson), sind fast wörtlich übertragen und doch wie Originale lesbar. Was das bei Muffetschen Versen bedeuten will, läßt sich auch ohne Kenntniß der Originale schon aus den Uebertragungen schließen. Während man sonst bei solchen nur zu häufig das peinliche Gefühl hat, daß der Ausdruck des lieben Reimes wegen weit hinter dem Bilde, der Anschauung, zurückbleibt, gelingt es Sahn, vielfach den alleranschaulichsten Ausdruck, von allen für die Situation in Frage kommenden Worten das Plastischste herauszugreifen und in die „drangvoll fürchterliche Enge“ des Reimes hineinzuteilen. Man vergleiche in unserer Auslese etwa die „Stenzen“, wo die Treppen

„... aufwärts in gewund'nen Gängen
Sich zwängen...“

oder:

„... der Sturm mit wildem Packen
Den Nacken
Der Felsen greift und Bergeszacken.“

Sind hier nicht die Worte „zwängen“ und „packen“ ausgerechnet die der gegebenen Anschauung am nächsten kommenden, sie restlos ausschöpfenden?

Gewiß haben auch die Sahn'schen Uebertragungen noch mancherlei Unzulänglichkeiten. Ich würde sie aber nicht erwähnen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß ein Uebersetzer wie Sahn über die Fähigkeit verfügt, auch die zu beseitigen, und wenn man nicht an einen solchen die höchsten Anforderungen stellen müßte. Wer macht ihm denn Uebersetzungen nach wie „Mimi Pinson“? Ja, welcher unserer Uebersetzer-Dichter schreibt dergleichen Verse auch nur im Original?

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuß.



Französische Litteratur.

Das vergangene Jahr läßt deutlich erkennen, daß Frankreich am Abschluß einer großen und glänzenden Litteraturepoche steht. Aus dem Nachlasse des größten Romantikers, Victor Hugo's, liegen als wertvolle Veröffentlichung die Fortsetzung seiner Tagebücher (Choses vues, seconde série) und seine Brautbriefe (Lettres à la fiancée) vor, und aus dem Nachlasse des größten Erzählers, Alphonse Daudet, wurde uns eine Jugenderzählung (Premier voyage, premier mensonge) beschert. Von den bedeutendsten Größen der vergangenen Epoche sind fast nur noch Emile Zola mit seinem soziale